

(Nachdruck verboten).

21) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

XIX.

Es war auf nichts ein Verlaß, nicht auf den Kaufmann und nicht auf das Kursbuch. Alles kam anders. Da ein Gemeindeführer, auch wenn seine Frau in der Lotterie gewonnen hat, bestenfalls dritter Klasse fahren kann, so waren alle Ratsschlüsse des Kaufmanns unbrauchbar. Nach Ostende fährt man dritter Klasse nicht in Schnellzügen.

Unterhalb Stunden zu früh kam Bohrmann mit Weib und Kindern nach dem Bahnhof Alexanderplatz. Lenchen und Siegfried vertrieben sich die Zeit mit dem Schokoladenautomaten, und Hilde unterhielt sich mit der Puffetmamsell, deren Haartracht ihre Neugier reizte. Hans Bohrmann dachte an die Wunder der Nordsee und griff dann und wann erschrocken nach seiner Hosentasche. Da trug er zwei echte französische Hundertfrankstücke verwahrt. Verschwendet! tönte es in seinem Gewissen.

Sowie die Reisenden zugelassen wurden, stieg er in eine Abtheilung für Nichtraucher und sicherte sich einen guten Eckplatz auf der rechten Seite, auf der Nordseite. Von da mußte er die Nordsee früher erblicken. Jetzt glaubte er wirklich an seine Reise.

Träumerisch und schweigsam blickte Hilde nach den Reisenden, welche in die zweite und erste Klasse stiegen. Neugierig schauten die Kinder darein, was wohl jetzt mit Papa geschehen würde. Plötzlich fragte Lenchen, ob Papa dort mit den Mädchen zusammen laden würde. Hilde fuhr dazwischen und gab ihrem Mann Weisungen. Er sollte sich nicht erkälten, während der Fahrt nicht viel essen und sich in Ostende gut amüsieren. Während Bohrmann noch einmal sagte, er könne es eigentlich doch nicht verantworten, ging der Zug endlich ab. Er winkte noch eine ganze Weile mit dem feinen Taschentuch, dann richtete er sich in seiner Ecke gemütlich ein, setzte die baumwollene Reisemütze auf, zog die baumwollenen Reisehandschuhe an und erzählte den Nachbarn, noch im Weichbilde Berlins, er reise bis nach Ostende. Als niemand sich darüber verwunderte, holte er sein altes französisches Handbuch hervor und begann sich in der französischen Konversation zu üben.

Gespräche auf einem Schiffe: „Ist das Branssegel gehißt, mein Herr?“ — „Jawohl, mein Herr, das Branssegel ist gehißt.“

Bohrmann war ein guter Lerner. Aber trotz der nützlichen Beschäftigung dauerte die Fahrt merklich lange. Der Kaufmann war ein ganz unzuverlässiger Mensch, trotzdem Kaufleute doch Berufsreisende sind. Von zwanzig Stunden hatte er gesprochen. Nach zwanzig Stunden hatte Bohrmann dreimal den Wagen wechseln müssen und war noch in Deutschland. So groß konnte doch der Zeitunterschied zwischen Schnellzügen und Personenzügen nicht sein!

Bohrmann glaubte den Anfang der Schöpfung zu erleben. Es ward aus Abend und Morgen ein Tag und der andere Tag. Er ermattete über seinem Handbuch und ließ sich schließlich, dann und wann aufmerksam aus dem Fenster lugend, weiter bringen, verladen und wieder weiter zerrn, wie ein Frachtstück. Jenseits der belgischen Grenze machte er den Versuch, sich mit einem Schaffner französisch zu unterhalten.

„Ich fahre nach Ostende, mein Herr. Führt dieser Zug auch nach Ostende?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete der Schaffner auf Deutsch und schlug die Thüre zu.

Noch in Brüssel veräumte Bohrmann richtig einen Zug, weil er sich beim Umsteigen durchaus auf Französisch nach der Fahrzeit erkundigen wollte, in gutem Französisch.

So oft fragte er das, bis sein Zug den Bahnhof verlassen hatte und ein Beamter ihn auf den nächsten Zug vertröstete, wieder auf Deutsch. Enttäuscht, zerbrochen, ausgehungert, schlaftrunken kam er endlich nach einer Reise von zwei vollen Tagen mit Sonnenuntergang in Ostende an. Nur so

viel von seiner ersten Begeisterung erwachte jetzt wieder, daß er, zur Verwunderung der Badegäste, mit seinem Aufsat geraden Wegs nach dem Strande ging, um den ersten, von Thränen verschleierten Blick auf das heilige Meer zu werfen, wo am Horizont die Sonne hing wie ein durchsichtiger roter Luftballon. Dann ging er auf die Post und beschrieb da zwei erotisch aussehende internationale Postkarten, eine an Madams et Mademoiselle Bohrmann, eine an Monsieur Siegfried Bohrmann à Berlin. Nachher erst fand er mit Hilfe eines stellenlosen deutschen Hausknechts in einem versteckten Winkelhotel ein verstecktes Zimmerchen, von dem er nur noch das eine wahrnahm, daß es dreieckig war. Er wußte nicht, wie er ins Bett kam, und wachte erst spät am nächsten Tage auf.

Er machte rasch eine rechte Nüßiggängertoilette und suchte die „Digue“ auf.

Es war ihm nicht ganz klar, ob die Digue der Strand war oder eine Straße oder ein Kaffeehaus. Er wußte nur, daß man, das heißt Mascha, um elf Uhr auf der Digue war.

Jetzt war alles Reise-Ungemach vergessen. Herr Gott im Himmel, war die Welt groß und schön, und es war eine Lust zu leben! Unendlich lag das Meer zu seinen Füßen, und war doch nur die Nordsee. War nur die kleine Nordsee und setzte sich durch den Narmelkanal fort nach dem atlantischen Ocean! Dem Ocean! Und dann zum Nordpol und zum Südpol und rund um die Erde herum durch alle Längen- und Breitengrade. Jetzt, jetzt hätte er in seiner lieben ersten Dorfschule sein mögen, um den lieben, lieben Jungens Geographie zu erklären. Jetzt war er selbst ein Weltreisender, jetzt verstand er endlich Geographie... und Siegfried! Der mußte einmal später herkommen, besser vorbereitet, besser ausgerüstet! Nicht sündhaft wie er, nein... ein erobernder Weltreisender!

Diese Menschen um ihn her! Französisch! Er hörte.

Und draußen im Wasser...

Heiliger Gott, da badeten Männer und Frauen zusammen! Sollte das Lenchen gewußt haben? Das wäre ja...

Und wenn morgen Pech und Schwefel über Sodom und Gomorrha niederfiel, heute war eine Lust zu leben! Das war ja gerade das Herrliche, daß er unter fremden Völkern war, die fremde Sitten und Gebräuche hatten. Er wollte sich erkundigen, ob das Landesitte sei. Warum auch nicht? Noch weiter jenseits des Oceans gingen die Leute ja nackt. Und wenn es Sitte war, so wollte er unter die fremden Nationen hinausschwimmen und den fremden Zungen lauschen in der Brandung der Wogen.

Wie sie brandeten! Thränen der Freude flossen ihm die Wangen herunter. Brandung! Zu seiner Anwesenheit, wenn er das Wort gelesen hatte in den Erzählungen des Kapitäns Dingsda, da hatte er sich bei den Worten immer etwas besonders Erhabenes vorgestellt. Und jetzt erlebte er es. Brandung! Da konnten ja Schiffe untergehen!

Fremde Nationen am Strande und im Wasser sprachen französisch und gewiß noch fremdere Sprachen. Um ihn her, auf und ab den breiten Damm, wogte die Menschheit wie beim Turmbau von Babel. Wie waren die Leute gekleidet! Auch die Herren, besonders aber die Damen. Bunt wie ein blühendes Mohfeld! Vielleicht kam plötzlich ein Indianer daher mit seinem Federschmuck.

Merkwürdig, jede dritte Gruppe sprach deutsch.

„Da ist er ja endlich,“ rief plötzlich Maschas Stimme. Aus dem bunten Mohfeld heraus, aus dem Bohrmann niemals ein einzelnes Gesicht unterschieden hätte, löste sich wahrnehmbar ein Haufen von Sommerkleidern, von bunten Schuhen, von Schärpen und farbigen Herrenhemden, von weißen, roten und violetten Sonnenschirmen. Und irgendwo aus dem Trupp heraus klang es wie Neumanns gutmütiger Daß:

„Du wirst es noch mopsiger werden.“

Als Bohrmann Mascha plötzlich lebhaftig vor sich sah, als sie ihm beide Hände reichte und etwas zu ihm sagte, da drehte sich ihm zuerst das Mohfeld im Kreise und schien ins Meer fallen zu wollen, mitten in die heilige Brandung hinein. Dann wieder ging von Mascha das Licht aus, das ihn allmählich die Einzelnen erkennen ließ. Die kolossale Frau Riek, deren Bluse schon wieder hätte gewechselt werden müssen, bei

der Gize, wie sie sagte, trotzdem sie hier ohne Korsett ging. Natürlich war der Vetter da, und außer Herrn Neumann auch seine Frau. Der hatte der kleine Doktor Gantinger den Arm gereicht; sie die einzige Dame im dunklen Kleid, er fast wie ein Matrose angezogen. Bohrmann wurde vorgestellt, Bekannten und Unbekannten. Sie drückten ihm alle die Hand, Direktor Lopinsky, Direktor Schmidt-Desobvre, der wirklich kaum wieder zu erkennen war, Oberregisseur Steinlein, Doktor Rastel, Doktor Kattowizer, Hauptmann v. Dahlem . . . und dann, als ob er das Schaustück der ganzen Gesellschaft gewesen wäre, Herr Otto Petters aus Bremen. Er bildete den Mittelpunkt der Gruppe mit der Szekal, die ihren Arm leicht in den seinen gelegt hatte und in ihrem schneeweißen Kleid alle überstrahlte.

Herr Otto Petters war ein ruhiger, biedlicher Herr und ging einfach städtisch angezogen. Wie ein Kunstmißchen sah er nicht aus. Aber er war wenigstens aus Bremen. Die anderen waren alle aus Berlin.

Da wurde Bohrmann noch drei Damen vorgestellt, den buntesten des Trupps, die sich bisher in ihrer französischen Unterhaltung nicht hatten stören lassen. Bohrmann konnte kaum folgen.

Fräulein Gusti Mauerhofer vom Kronprinzen-Theater, Fräulein Vizzi . . . auch vom Kronprinzen-Theater — der Familiennamen schien keinem einzufallen; und endlich: Madame Alice . . . de Paris.

Siegfried! Es gab dem Lehrer einen Kuck. Er hätte in diesem Augenblick selbst nicht sagen können, ob er an seinen Knaben oder an den Helden der Nibelungen dachte. Seine erste Pariserin!

Es sprachen alle durcheinander. Deutsch, berlinisch sogar. Man frühstückte, man faulenzte, man aß zu Mittag, man hummelte, man schlief und hummelte wieder. Von seinem Stück und von den Aenderungen war nicht die Rede. Aber offenbar wußte alle Welt, wer er sei. Man sprach in seiner Gegenwart unaufhörlich vom Kronprinzen-Theater.

Am nächsten Morgen, als Bohrmann beim Waschen war, trat Doktor Gantinger in seine dreieckige Stube. Der Dramaturg war also inzwischen Doktor geworden!

„Nur ungeniert. Unter Herren!“
Doktor Gantinger war sehr nervös; er sah heute aus wie ein halb verhungertes Raubvogel.

Er werde hier als Dramaturg des Kronprinzen-Theaters in Pflicht genommen werden. Von ihm werde die Entscheidung über jede Kleinigkeit abhängen.

Bohrmann freute sich, eine so wichtige Bekanntschaft zu erneuern, und konnte die Herablassung des Herrn Doktor Gantinger nicht genug rühmen, der einem Anfänger den ersten Besuch gemacht habe.

„Bitte, bitte.“
Doktor Gantinger liebe Ostende, aber es sei ein verdammt teurer Sand. Man komme hier leicht in Verlegenheit.

„Ja, ja,“ antwortete Bohrmann. „Ich danke Ihnen für die Mahnung. Ich werde sehr sparsam sein. Es ist eigentlich unrecht von mir, daß ich die Reise gemacht habe.“

„Durch Neumann,“ sagte Doktor Gantinger nach einer langen Pause, „habe ich den Direktor in meiner Hand, viel mehr als Sie glauben! Oder durch Neumanns,“ fügte er mit einem insamen Lächeln hinzu.

Bohrmann kleidete sich vollständig an und hatte das Gefühl: es ist doch merkwürdig, daß eine so große Persönlichkeit wie ein Dramaturg einen so unangenehmen Eindruck machen kann.

Doktor Gantinger sprach noch einmal von Bohrmanns Barschaft. Dann brach er ab, als ob der Lehrer ihn nicht verstanden hätte.

Man traf sich nachher auf der Digue und ging baden. Bohrmann war glücklich, sich anschließen zu können. Er war dadurch des schwierigen Französisch-Sprechens enthoben und brauchte überhaupt nicht zu fragen, ob auch er unter die fremden Nationen hinausschwimmen dürfe.

Auf dem Wege schloß sich ihm der Doktor Rastel an.
„Sie wollen ein Stück geschrieben haben? Es wundert mich eigentlich, daß Sie nicht mal die Güte hatten, mich aufzusuchen. Sie hätten es ruhig thun dürfen. Es interessiert mich, die Anfänge junger Leute kennen zu lernen.“

Bohrmann blickte erstaunt auf den Doktor, der kaum älter war als er selbst.

„In welcher Eigenschaft,“ fragte Bohrmann stotternd. . . .
„Sind Sie Schriftsteller, Herr Doktor?“

„Das ist gut!“ schrie Rastel laut über die Digue. „Höre mal, liebste Gusti, das ist etwas für Dich. Der Jüngling kennt Rastel nicht. Das ist sogar sehr gut, und das schreibt Stücke!“

Ein glatt rasierter Mann von etwa fünfzig Jahren hing sich in Bohrmanns Arm. Er brachte sich als Oberregisseur Steinlein vom Kronprinzen-Theater in Erinnerung.

„Gestern früh bei der ersten Begegnung . . .“

Der liebe Bohrmann solle sich nichts daraus machen. Rastel sei ja Augenblicklich der einflussreichste Kritiker von Berlin und glaube alle Direktoren in der Tasche zu haben. Aber so was dauere niemals lange. In Berlin schlage immer einer den andern tot. Uebrigens wisse doch der liebe Herr Bohrmann, daß er, der Oberregisseur Steinlein, durch seine Frau alles beim Kronprinzen-Theater vermöge. Man sei ja des dummen Geredes wegen geschieden, aber Gusti werde niemals auf die Bühne treten können ohne ihren lieben, alten Oberregisseur.

„Wir werden gute Freunde sein, lieber Herr Bohrmann.“

Und Bohrmann kam sich plötzlich wie ungewaschen vor nach einem langen Säbedruck.

Es war ein großer Andrang bei der Ausgabe der Badewäsche und bei den Badefarren. Doktor Kattowizer erbot sich, unter fürchterlichen Kalauern auf den Namen Bohrmann, den Kollegen unter seinen Schutz zu nehmen. Und wirklich, ohne daß Bohrmann französisch zu reden brauchte, bekam er Badewäsche; er stand mit Doktor Kattowizer hart am ewigen Meer, wo die letzten Ausläufer der heiligen Brandung heranspülten, und wartete auf einen Karren. Die beiden Hundert-Frankscheine, von denen er einen seit einer Viertelstunde zertrümmert in der Hand gehalten hatte, wie eine Dorfschöne des Sonntags ihr Taschentuch, mußte er ungewechselt wieder einstecken.

Hauptmann v. Dahlem trat an sie heran. Er durfte wegen seiner Vollblütigkeit nicht baden. Er trieb sich mit einem Opernglas am Strande herum. Es schien hier erlaubt zu sein, die fremden Nationen durch ein solches Teleskop zu betrachten.

„Hören Sie,“ sagte er zu Bohrmann, „Sie sind doch, ja wohl, eh, der mit, eh, aus dem Alten Testament. Ich meine Ihr Stück. Fragen Sie nur, ja wohl, eh, den Doktor Kattowizer, der wird Ihnen sagen, ob ich Ihnen, eh . . . nützlich sein kann.“

Pflichtlich fuhr er mit dem Opernglase an die Augen und stöhnte vor sich hin:

„Eh, ja wohl, eh . . .“

Ohne Doktor Kattowizer wäre Bohrmann nie in einen Badefarren gekommen. Der mußte ja förmlich erobert werden! Da war es im Seebade von Wilmersdorf bei Berlin freilich bequemer. Aber so schön wie hier war es nicht. Mitten in der heiligen Brandung stand jetzt ihr Badefarren, und durch die Fugen des Fußbodens schlug sie manchesmal hindurch.

Doktor Kattowizer belehrte Bohrmann darüber, daß v. Dahlem, ein pensionierter Polizeihauptmann, immer noch Fühlung mit einzelnen Beamten habe, und speziell bei französischen Possen, die auf der Spitze standen, in Censurfragen beraten könne. Auch stehe er in Beziehungen zu Vizzi, der Freundin Neumanns . . .

„Aber so was schreiben Sie wohl nicht?“

„Wie sollte ich Französisch schreiben,“ fragte Bohrmann erstaunt. „Auch deutsche Possen würde ich niemals schreiben.“

In demselben Augenblick fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der kleine, runde, schwarze Kerl, der sich da im Karren mit ihm entkleidete und der auf der Brust so entseßlich haarig war, der war der berühmte Kattowizer, von dem Bohrmann vor einigen Jahren sogar selbst ein Stück gesehen hatte, weil es zweihundertmal aufgeführt worden war.

Er überbot sich in Entschuldigungen, und Kattowizer lachte herzlich.

„Sie sind ja unbezahlbar, herrlicher Bohrmann. Sie sind eine komplette Nummer, aber gefallen mir, auf Ehrenwort, ich habe Sie gern. Geben Sie mir übrigens Ihr Stück zu lesen. Ich mache dann eine Posse unter demselben Titel zurecht, und wenn Sie Erfolg haben, nützen wir uns gegenseitig. Ich komme mit meiner Parodie den andren zuvor, und Ihnen mache ich Klame. Das ist ein gesundes Geschäft.“

Kattowitzer öffnete die Karrenthür und stieg ruhig und vorsichtig in die Nordsee, als ob sie eine Badewanne gewesen wäre. Auf der obersten Stufe war Bohrmann stehen geblieben und blickte hinaus. Plötzlich packte es ihn wie ein Zwang, und der Turner sprang im Hocksprung über Kattowitzer hinweg, der mitten im Abreiben „Eine Nummer!“ vor sich hinbrummte, ins heilige Meer hinein. Dann tauchte er auf, wonneberauscht, und mit mächtigen Stößen hinein unter die fremden Nationen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Kaiserrede aus dem römischen Reichsanzeiger.

(Schluß.)

Alexander Severus hatte erst gar nicht zu der Sitzung im Tempel der Eintracht, zu der er eingeladen worden war, kommen wollen, weil er wußte, was ihm zugehört war. Als er dann endlich doch erschien, wurde er mit folgendem Zuruf empfangen: „Tugendhafter Augustus, mögen die Götter dich erhalten! Kaiser Alexander, mögen die Götter dich erhalten! Die Götter gaben dich uns, mögen die Götter dich uns bewahren! Die Götter haben dich den Händen eines Sünders (Elagabal) entrissen, mögen die Götter dir langes Leben verleihen! Auch du hast das Joch des sündhaftesten Tyrannen getragen; auch du seufztest beim Anblick des Sünders und Bollwüstlings. Ihn haben die Götter ausgerottet, mögen dich die Götter erhalten! Mit Recht ward der schmachvolle Kaiser verurteilt. Heil uns unter deiner Herrschaft, Heil dem Staat! Zum abschreckenden Beispiel ist der Schändliche am Hals geschleift worden, mit Recht bestraft der schwelgerische Kaiser, mit Recht bestraft der Besleider der Ehren. Dem Alexander verleihen die unsterblichen Götter Leben; hier offenbart sich das Gericht der Götter!“ Als Alexander seinen Dank aussprach, erscholl der Zuruf: „Antoninus Alexander, mögen die Götter dich erhalten! Antoninus Aurelius, mögen die Götter dich erhalten! Antoninus Pius, mögen die Götter dich erhalten! Nimm den Namen Antoninus an, wir bitten dich. Eingedenk jener guten Kaiser laß dich Antoninus nennen. Reinige du den Namen der Antonine; was jener schändete, das reinige du. Stelle die Würde des antoninischen Namens wieder her. Möge das Blut der Antonine sich in dir erkennen. Räche die Verunglimpfung des Marcus, räche die Verunglimpfung des Verus, räche die Verunglimpfung des Vassianus. Schlimmer als Commodus war allein Elagabal; er war weder Kaiser, noch Antoninus, noch Bürger, noch Senator, noch Adliger, noch Römer. In dir ruht unser Heil, in dir unser Leben, damit wir des Lebens froh werden. Er werde Antoninus genannt, als Antoninus weihe er die Tempel der Antonine. Die Parther und die Perser besetze Antoninus. Den geweihten Namen empfangen ein Geweihter. Den geweihten Namen empfangen ein Reiner. Den Namen des Antoninus, den Namen der Antonine mögen die Götter beschützen. In dir und durch dich besigen wir alles, o Antoninus!“ Auf diese Acclamationen erwiderte der Kaiser: „Dank sei euch, versammelte Väter, nicht jetzt zuerst, sondern auch wegen der Cäsarwürde, wegen der Erhaltung meines Lebens, wegen der Erteilung des Augustustitels, der Oberpriesterwürde, der tribunischen und prokonsularischen Gewalt; Ehren, die ihr mir durch eine Günst ohne gleichen sämtlich an einem Tag beileget.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als man ihm von neuem zurief: „Alle diese Ehren hast du angenommen, so nimm nun auch den Namen Antoninus an. Das darf der Senat, das dürfen die Antonine verdienen. Antoninus Augustus, mögen die Götter dich beschützen! Mögen die Götter dich, Antoninus, erhalten! Den Münzen werde der Name der Antonine zurückgegeben, die Tempel der Antonine weihe ein Antoninus.“ Der Kaiser fuhr fort: „Ich beschwöre euch, versammelte Väter, verjagt mich nicht in die bedenkliche Notwendigkeit, einem so großen Namen genügen zu müssen, zumal da schon der Name, den ich führe, obwohl ein ausländischer (Alexander) mir eine Würde scheint. Fürwahr, alle solche ausgezeichneten Namen sind niederdrückend. Wer wollte etwa einen Stummen Cicero nennen, wer einen Unwissenden Varro, wer einen Aucklosen Metellus? Und, was die Götter verhüten mögen, wenn jemand, ohne seinem Namen zu entsprechen, im Glanze der höchsten Würde verweilt, wer würde ihn dulden?“ Die nämlichen Zurufe erschollen, wie zuvor; der Kaiser aber sprach: „Von welcher Bedeutung der Antonine Namen oder vielmehr ihr himmlisches Walten war, das ist gewiß, versammelte Väter, noch in eurem Gedächtnis. Gilt es Frömmigkeit, wer war heiliger als Pius? Gilt es tiefes Wissen, wer weißer als Marcus? Gilt es Redlichkeit, wer offener als Verus? Gilt es Tapferkeit, wer tapferer als Vassianus? Denn des Commodus will ich jetzt nicht gedenken, der um so verabscheuungswürdiger war, da er bei solchen Sitten den Namen Antoninus beibehielt. Diadumenus aber war noch zu jung, hatte nicht Zeit, den Namen zu

verdienen, den die Schläuheit des Vaters ihm zugeführt.“ Wieder erfolgten die Zurufe, wie vorher, der Kaiser fuhr fort: „Neuerlich aber, wohl erinnert ihr euch dessen, versammelte Väter, als jenes Ungetüm, das an Schamlosigkeit nicht nur alle zweifelhafte, sondern selbst alle vierfüßigen Geschöpfe übertraf, den Namen Antoninus sich anmaßte und in Schandthaten und Schwelgereien den Sieg über die Kerone, die Vitellier und die Commodus davontrug, wie war da das Senzen allgemein, wie herrschte da unter allen Klassen des Volks und in allen Ehrenwerten Kreisen nur eine Stimme darüber, daß dieser nicht mit göttlichem Recht Antoninus heiße und daß durch diese Pest der so erhabene Name geschändet werde!“ Bei diesen Worten rief man ihm zu: „Solches Unglück mögen die Götter verhüten! Unter deiner Herrschaft fürchten wir dies nicht. Unter deiner Führung sind wir davor sicher. Du hast gefiegt über die Laster, gefiegt über die Verbreehen, gefiegt über die Schmach. Du hast dem Namen Antoninus Ehre gemacht. Wir sind unbesorgt, wir sind voll guten Vorurteils. Wir haben dich von Kindheit an erprobt und erproben dich auch jetzt.“ Der Kaiser erwiderte: „Nicht deshalb, versammelte Väter, scheue ich mich, jenen in aller Augen so ehrwürdigen Namen anzunehmen, weil ich besorgte, ich möchte in ein ähnlich lasterhaftes Leben verfallen, oder weil ich mich des Namens schänte; allein einmal widersteht es mir, den Namen einer fremden Familie mir anzumäßen, und andererseits glaube ich auch, daß dessen Gewicht mich niederdrücken dürfte.“ Neue Acclamationen, wie zuvor, er fuhr fort: „Gewiß, so gut, wie den Namen des Antoninus, kann ich auch den Namen des Trajan und des Titus und des Vespasian annehmen.“ Bei diesen Worten unterbrach ihn der Ruf: „In gleichem Sinn, wie Augustus, so heiße auch Antoninus.“ Darauf der Kaiser: „Ich sehe wohl, versammelte Väter, was euch bewegt, diesen Namen mir beizulegen. Der erste Augustus ist der erste Urheber des Kaisertums, und sein Name ist uns allen gleichwie durch Adoption, oder Erbrecht überkommen; die Antonine selbst hießen Augusti. Den Namen Antoninus dagegen hat Pius nach wirklichem Adoptionsrecht auf Marcus und Verus übertragen. Commodus erhielt ihn als Erbkind; bei Diadumenus war er etwas Absichtsloses, bei Vassianus eine Affekation, und bei Aurelius Alexander würde er lächerlich sein.“ Rinnmehr erscholl der Zuruf: „Alexander Augustus, die Götter mögen dich schützen! Heil dir ob deiner Bescheidenheit, deiner Klugheit, deiner Untadelhaftigkeit, deiner Sitteneinheit! Jetzt erkennen wir, was du uns sein wirst, hieran erproben wir dich. Du wirst es bewirken, daß die Fürstenwahlen des Senats gut ausfallen, bewirken, daß das Urteil des Senats für das beste gilt. Alexander Augustus, mögen die Götter dich beschützen! Mag denn der Antonine Tempel Alexander Augustus weihen. Dich, unsern Cäsar, unsern Augustus, unsern Imperator, mögen die Götter erhalten. Sieg, Glück und Herrschaft viele Jahre lang!“ Kaiser Alexander nahm von neuem das Wort: „Ich sehe, versammelte Väter, daß ich erreicht habe, was ich wollte, und für diese Gewährung kann ich nicht umhin, die größte Erkenntlichkeit zu hegen und zu betätigen, indem ich danach ringen werde, daß auch der Name, den ich mit auf den Thron gebracht habe, würdig genug sei, um von andren begehrt und guten Fürsten durch das Urteil enurer Pietät anerkannt zu werden.“ Nach diesen Worten erlöste der Ruf: „Großer Alexander, die Götter mögen dich schützen! Hast du den Namen Antoninus zurückgewiesen, so nimm den Beinamen des Großen an. Großer Alexander, die Götter mögen dich schützen!“ Als dieser Ruf sich immer wieder erneuerte, sagte der Kaiser: „Eher dürfte ich, versammelte Väter, den Namen der Antonine annehmen, denn dafür ließe sich doch, wenn auch nur einigermaßen, die Blutsverwandtschaft oder der gleiche Beruf zur Führung des kaiserlichen Titels geltend machen. Aus welchem Grunde aber wollte ich den Namen des Großen annehmen? Was habe ich denn schon Großes gethan? Alexander hat ihn erst nach großen Thaten, Pompejus erst nach großen Triumpfen angenommen. Lasset also ab, ehrwürdige Väter, und selbst großmächtig wie ihr seid, haltet mich lieber für einen der eurigen, als daß ihr den Namen des Großen auf mich übertragt.“ Hierauf erschollen die Zurufe: „Aurelius Alexander Augustus, die Götter mögen dich schützen!“ und so weiter, wie es Sitte war.

Das ist also eine von den Haupt- und Staatsaktionen, mit denen der römische Senat unter dem Kaiserreich den größten Teil seiner Zeit toschlug, und die dann von dem Reichsanzeiger lang und breit registriert wurden. Diesmal allerdings blühten die loyalen Herrschaften eilig ab, und man kann an der Rede des kaum dem Knabenalter entwachsenen Kaisers höchstens ansetzen, daß er den vornehmen Bedientenseelen, die nach der Ablehnung der ursprünglich beabsichtigten Ehre die Unverfrorenheit besaßen, ihm schleunigst den Beinamen des Großen zu offerieren, nicht etwas unverblickter die Wahrheit sagte. Jedemfalls aber macht die seltene Selbsterkenntnis, die der junge Kaiser bewies, ihm alle Ehre. Er wußte auch zweifellos ganz wohl, welcher Wert den Ergebnissbeteuerungen und Ehrenerweisungen der Senatoren beizumessen sei. Als Alexander Severus am 19. März 235 einer neuen Militärrevolution zum Opfer fiel, da war es die feste Bande im Senat auch zufrieden und brachte bei seinen Nachfolgern die nämlichen plumphen Schmeicheleien an den Mann; und das las man dann natürlich nachher auch höchst erbaulich im „Reichsanzeiger“.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Bildung des Gummi arabicum berichtet Dr. Walter Duffe, der Leiter einer deutsch-ostafrikanischen Expedition, welcher in den dortigen Steppenländern zahlreiche Gummi-Plazien auffand, daß es sich dabei um eine Auschwüfung der Rinde handelt, die wesentlich durch die Thätigkeit von Ameisen hervorgerufen wird. Diese Tiere bohren, wie der „Prometheus“ dem Bericht entnimmt, durch die Rinde der Dornensträucher Löcher in das Holz, wovon sie ihre Wohnungen und Brutnester anlegen. Jede Bohrung veranlaßt an den Resten der Plazien einen Gummi-Ausfluß, der zu einem Klümpchen oder einem Streifen erstarrt. Schlägt man mit einem Stod gegen einen solchen mit Gummiklümpchen besetzten Strauch, so kommen aus den Löchern zahlreiche Ameisen hervor, die aufgeregt hin- und herlaufen und schließlich hinabfliehen, um sich an der Erde zu verkrüppeln. Der Gummi-Ausfluß hat keinerlei Nutzen für die Ameisen, sondern bildet eher ein Hindernis, welches sie sorgsam meiden müssen. Sie suchen in dem Dornenstrauch, welchen die Weideltiere vermeiden, nichts als sichere Wohnungen. —

Anthropologisches.

— Die körperliche Beschaffenheit der Andernacher Bevölkerung zur Zeit der Karlinger betrachtet Kruse („Vomier Jahrbuch 1900“) und kommt zu dem Schluß, daß der Wuchs der Andernacher seit mehr als 1000 Jahren im wesentlichen der gleiche geblieben ist. Bei der Messung von etwa 300 stellungspflichtigen jungen Andernachern der Jetztzeit ergab sich als Mittel 1,666 Meter; eine ganz ähnliche Zahl ermittelte Kruse für die männliche Bevölkerung des karlingischen Gräberfeldes. Aber auch Messungen, die einwandfrei in den letzten Jahren anderweitig angestellt wurden, und zwar in ziemlich großem Umfange, führten zu dem gleichen Ergebnis: Die Germanen der merowingischen und karlingischen Zeit unterscheiden sich in Körpergröße und Knochenbau keineswegs von der heutigen Bevölkerung Deutschlands. Ob die Germanen des Cäsar und Tacitus wirklich die Niesen gewesen sind, für welche sie vielfach gehalten werden, das zu beurteilen haben wir leider keine genügenden Skelettfunde aus jener Zeit. Wahrscheinlich sind sie es gerade nicht. Und daß die Germanen den Italienern groß vorlamen, darf nicht befremden, denn die Größenunterschiede der heutigen italienischen Rasse und der Deutschen sind auch noch sehr bedeutend. Es giebt beispielsweise in ganz Italien nach der Rekrutierungsstatistik keine einzige Provinz, die so große Leute im Durchschnitt wie Andernach liefert. In der Schädelbildung der alten Andernacher macht sich infolgedessen ein Unterschied bemerkbar, als der Typus dieser altgermanischen Schädel langlöffig ist, d. h. der Schädel ist lang und schmal, während die der modernen Andernacher mehr kurz und breit sind. —

Meteorologisches.

— Das Zugspitz-Klima. Die Zugspitze, die seit vorigem Herbst die höchst gelegene Wetterwarte Deutschlands beherbergt, hat ein Klima, das sich durch gleichmäßige Kälte und äußerst geringe Sommerwärme auszeichnet. Es ist durchaus arktisch, da wir, um im Meeresniveau dessen durchschnittliche Jahrestemperatur von -6°C (gegenüber $+7,4^{\circ}$ in München) wiederzufinden, bis Spitzbergen oder bis zum äußersten Nordosten Sibiriens wandern müssen. Aber die Winterkälte, die auch heuer -30°C nicht überstiegen hat, ist keineswegs übermäßig empfindlich und kann mit den Wintertemperaturen der Polarregionen auch nicht annähernd verglichen werden. Das auffälligste an diesem alpinen Hochgebirgs-Klima ist die Temperatur des Hochsommers, während dessen eine Kälte bis zu -7° durchaus nicht selten ist. Während die durchschnittliche Juli-Temperatur für München $+17,2^{\circ}$ beträgt, bezeichnet die Zugspitze dafür bloß $+1,8^{\circ}$. Ebenso wie in den Polarregionen scheint auch hier die wenigstens im Winter völlig staub- und bakterienfreie Luft Erfränkungen und viele sonstigen Erkrankungen so gut als vollständig auszuschließen. —

Technisches.

— Selbstentzündung von Steinkohlen. Die Steinkohlen enthalten stets ungesättigte Verbindungen, die Sauerstoff aus der Luft rasch aufnehmen. Hierdurch gewinnen die Kohlen an Gewicht, an Güte als Brennmaterial natürlich verlieren sie. Bei rascher Sauerstoffaufnahme erfolgt eine Temperaturerhöhung, dadurch bedingt eine härtere Oxydation, wodurch die Gefahr einer Selbstentzündung wächst. Andre in den Kohlen enthaltene Verbindungen nehmen auch Sauerstoff auf, jedoch unter Abscheidung von Kohlenensäure und Wasser. Dieser Oxydationsprozess verläuft langsamer, ist daher ungefährlicher als der erstere. Fruchtigkeit fördert die Selbstentzündung. Auch die Oxydation des beigemengten Schwefelkieses wird durch Raßwerden wesentlich begünstigt, die Einwirkung dieses Vorgangs auf die Entzündung wird jedoch meist überschätzt. Wird durch aufgestapelte Kohlen so viel Luft geleitet, daß die bei der Oxydation freiwerdende Wärme abgeführt und so die Erwärmung der Kohlen bis zur Entzündungstemperatur verhindert wird, so kann eine Selbstentzündung verhütet werden. Praktisch kann dies nicht zuverlässig geschehen, ebensowenig wie die völlige Ab-

schließung von Sauerstoff sich ermöglichen läßt. Trockene Lagerung, Schutz vor Sonnenschein und anderer Hitze, sowie nicht zu hohes Aufstapeln der Kohlen sind die praktisch bewährtesten Mittel zur Verhütung der Selbstentzündung. Ein Prüfungsverfahren über die mehr oder weniger vorhandene Eigenschaft der Selbstentzündung bei verschiedenen Kohlenforten beruht, wie das „Vahr. Industrie- und Gew.-Bl.“ schreibt, darauf, daß die rasch Sauerstoff aufnehmenden Kohlen auch rasch und viel Brom aufnehmen. Mischt man 1 g der betreffenden Kohlenprobe mit 20 cem Salzsäure und gießt diernial hintereinander je 5 cem Bromkalilösung hinzu unter häufigem Umschütteln, so giebt ein bleibender Bromgeruch Berechtigung, auf die Ungefährlichkeit der betreffenden Kohlenforte zu schließen. Genaue Grenzwerthe lassen sich nach dieser Methode jedoch nicht feststellen. —

Humoristisches.

— Kollegen-Vosheit. A.: „Sie, was ist das eigentlich, ein Defizit?“

B.: „Wissen Sie was? Mieten Sie bei uns den großen Kongertsaal für einen Abend, lassen Sie Plakate drucken und geben Sie einen Klavierabend; was Sie davon haben werden, das ist ein Defizit.“ —

— Schlechte Aussicht. Direktor (der mit dem Autor während der saden Premiere durchs Guckloch sieht): „O, weh! Alles hat den Mund auf und gähnt! . . . Ich komme mir vor, wie ein Taubstummer, der einen Gesangsverein singen sieht!“ — („Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Das Deutsche Theater bereitet eine Aufführung von Ibsens „Volksfeind“ mit Wassermann als Dr. Stockmann vor. —

— Die nächste Sondervorstellung des „Berliner Theaters“ bringt Goethes „Salyros“ und „Epenor“, sowie Kleists „Robert Guisard“. —

— Die Freimaurer, eine Tragikomödie von Karl Weibtreu, ist vom Raimund-Theater in Wien zur Aufführung angenommen worden. —

— Gerhart Hauptmanns „Hannele“ wird während der Operstage im Théâtre Antoine in Paris in Scene gehen. —

— Siegfried Wagners Oper „Herzog Wildfang“ erzielte auch in Leipzig keinen rechten Erfolg. —

— Der französische Landschafts- und Historienmaler Jean Eazin ist im Alter von 60 Jahren in Paris gestorben. —

c. Uebersproduktion an Gemälden. Das Grand Palais der Champs-Élysées hat in diesem Jahre nicht weniger als 7553 Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen und Miniaturen für die beiden Salons erhalten. Die Sendungen waren in diesem Jahre besonders deshalb so außerordentlich zahlreich, weil es im vorigen Jahre wegen der Weltausstellung keinen Champ de Mars gab und der Salon der Champs-Élysées nur ein Werk von jedem Künstler annahm. Im Jahre 1801 besaßte sich ein Kunstkritiker bitter, daß der Salon dieses Mal mit 720 Einsendungen überschwenmt sei! Ein Vierteljahrhundert später zählte der Salon 1824 Nummern, vor 60 Jahren 1767 und vor 25 Jahren 4033. In diesem Jahr wird es jedenfalls doppelt soviel Kunstwerke im ganzen geben als vor 25 Jahren und zehnmal soviel als vor hundert Jahren. —

— In Hamburg beabsichtigt man an Stelle des alten Observatoriums eine neue Sternwarte in der Nähe von Bergedorf zu gründen. —

— Der neue Stern im Bilbe des Perseus giebt seinen Beobachtern fortwährend neue Rätsel auf. Sein Licht hatte bis zum 13. März ziemlich beständig abgenommen; am 17. wurde ein vorübergehendes Aufflammen um wenige Stufen beobachtet, und am 20. telegraphierte Pokrowsky aus Dorpat an die astronomische Centralstelle in Kiel, daß die Helligkeit wieder im Zunehmen sei. Diese Zunahme kann jedoch nur von sehr kurzer Dauer gewesen sein, denn am 21. erschien der Stern kaum mehr so hell wie am 13., und am 24. (Sonntag) hat er eine der merkwürdigsten Phasen seines Lichtwechsels durchgemacht, nämlich eine ganz rapide Abnahme um etwa eine halbe Größenklasse in weniger als zwei Stunden. Die Abnahme hält noch an, und der Stern war am Montagabend noch viel schwächer als er Sonntag kurz vor Mitternacht gewesen ist. Er ist jetzt nur mehr mit Hilfe genauerer Karten aufzufinden. —

— Die Generalversammlung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ wird vom 4. bis 8. August in Reg. tagen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 31. März.